J. Can. P.
335.

een. A 335.

Erinnerungen

J. Can. 8. 335. 4.

Erinnerungen

zu Herrn

Heinrich Joseph

Watteroths Schrift

für

Toleranz überhaupt und Bürgerrechte
der Protestanten in katholischen Staaten,

und

gelegenheitlich auch etwas

zur Ehrenrettung

der Herren Grafen von Werthheim

gegen die

Vorwürfe der Intoleranz und Schwärmerei

in Briefen an einen Freund.

Frankfurt am Main,
bei den Eichenbergischen Erben
1782.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Innhalt.

Erster Brief.

Kaiser Joseph spricht: Es werde Licht! Seite 1

Der Aberglaube verkriecht sich. 2

Watteroths Bemerkungen haben neben andern Verdiensten auch das der ersten Aeusserung. 4

Enthalten aber doch auch noch hervorstechende Vorliebe für das System seiner Kirche. 6

Ist ewiges Einerlei in Denkungs- und Handlungsweise möglich, gut, rathsam? 7

Innhalt.

Zweiter Brief.

Volksreligion und Kathedertheologie, worinn sie unterschieden? Seite 16

Deßgleichen Sittenlehre und Kasuistik? 19

Was gehört zur Volksreligion? 21

Woher die Verdammungssucht? 25

Ob sich Liebe und Haß in der Religion vereinbaren lassen? 28

Bei welcher Kirchenparthie ist der Mangel an Duldung sichtbarer? 30

Der Schriftsteller wohnt nicht sehr weit von Werthheim. 32

Drit-

Innhalt.

Dritter Brief.

Etwas über Gordons Intoleranz und Karakter. 33

Pater Simplicianus Hahn zu Mühlheim tritt auf. 37

Ihm folgt der allzeit rüstige Aloysius Merz zu Augsburg, mit welchem der Hamburger Göze verglichen wird. 40

Trunk und Wiehrl werden auch erblickt. 41

Wallfahrtsgeschichte zu Werthheim. 43

Vier-

Innhalt.

Vierter Brief.

Eigentlicher Zweck der Religion. Seite 55

Wem gebührt die Oberaufsicht in der Kirche? 63

Erster

Erster Brief.

am 21sten Neujahrmonds
1782.

Mein Freund!

Aus besondern Beispielen weiß ichs, daß Wien schon vor 20 bis 30 Jahren Männer in seinem Schoose nährte, die sich durch eine sehr vernünftige Denkungsart über die kirchlichen Mißbräuche, den theologischen Partheigeist, und den daraus erzeugten Menschenhaß, von dem grossen Haufen auszeichneten. Gesetze der Klugheit, und gewisse lästige Rücksichten hemmten den Strom ihres vollen Herzens in seinem Ausfluß.

Nun denkt man auch da über diese Gegenstände so laut, daß die Nachwelt Joseph, Germaniens aufgeklärten Beherrscher, noch

segnen wird, der durch die erweiterte Preßfreiheit so manchem biedersinnigen Herzen Luft und Gelegenheit machte, öffentlich zum Besten der Menschheit seine Stimme zu geben, die sonst nur geheimer, furchtsam versteckter Wunsch war, der sich auch beim Muthvollesten halb in verhustete Seufzer verlohr, und zur andern Hälfte in der vollen Brust mühsam ersticken muste.

Thatsache und Erfahrung erhärtet gegenwärtig, was so viele Matadors in der Republik der Weisen längst gesagt hatten, daß Aberglaube nur ein Gespenst sey, das in den dicken Nächten der Unwissenheit unter einem Volk umherspukt, und mit all seinen Künsten, Schleichwegen und Mummereien zusammt seinem ganzen Troß von Menschensatzungen in eben dem Maas auswandern müsse, in welchem die Wissenschaften, gesäubert von ihrem scholastischen Wörterkram und Wust, ihr Haupt emporheben, Gefühl für die Würde der Menschheit, für die Ansprüche der Vernunft zu ihrer Rechten, Bemerkungsgeist und Vervollkommnung der Sitten zu ihrer Linken, vorwärts schreiten und ihr wohlthätiges Licht über die Völker des Erdballs verbreiten. Umsonst legt sich die ächte römische Priesterschaft, die noch das Bild und die Ueberschrift des Pabsts an der Stirne trägt, nicht so heftig gegen alles, was

Licht

Licht und Aufheiterung unter die Menschen bringt. Wie man dieß, aus der Kabalistik der Exjesuiten zu Ingolstadt, gegen die Bemühungen würdiger Gelehrten, und aus den Gutachten der Straßburger und Heidelberger Fakultäten gegen den Professor Wiehrl in Baden, noch ganz neuerlich gesehen hat.

Mit Befremdung hat man sich lange gefragt, warum bei den veredelten Kenntnissen, die schon seit geraumen Jahren aus den Schulen der Protestanten ausgegangen, und von so verschiedenen Lehrstühlen katholischer Musensitze unter ihre Zöglinge hingestreut waren, ihre Kirche noch immer in die alten Dunkelheiten gehüllt bliebe? noch immer nicht darauf gearbeitet würde, die Vortheile der Religion, und den Eigennutz selbstsüchtiger Priester, die Lehren des Christenthums und die Staatsmaximen des römischen Stuhls von einander zu scheiden? da man doch sonst durch alle andre Rubriken den Geist der Nacheifrung unter unsern katholischen Mitbürgern in voller Arbeit erblickte. Aber wer kannte, vermuthete nur von ferne jenen, bis zur Ueberspannung, grausamen Zwang nach all seinen Gattungen und Ausbrüchen, der den besten Kopf fesselte, und jeden, der Hand an den Plan legte, mit drohendem Ungestümm zurückscheuchte? Joseph zer-

sprengt diese entehrende Fesseln mit herkulischer Stärke, und die Stimme der Weisheit, die sich erst heiser schrie, und nicht gehört wurde, zuletzt, durch pauschbackichte Drohungen eines gemästeten Bauchpfaffen geschreckt, leis' ihren Athem in die klopfende Brust zog, tönt siegend und frei um den Thron ihres mächtigen Freundes. Bestraft und verzweiflend kriecht die vielköpfige Schlange des Aberglaubens zu seinem Fußschemel. Nur ferne und schwach hört man noch ihr Zischen. Es ist das Röcheln eines Sterbenden. Ihre Bewegungen sind konvulsivisch, wie die einer hinwelkenden Natur, die gegen die Hand der Zerstörung sich sträubt. Nur Joseph war's aufbehalten, eine Epoche zu machen, die seiner so werth ist.

Sie haben Recht, Freund! Herr Watteroth ist eine biedere Seele, ein Mann, der den Dank seiner Zeitgenossen verdient. Weltkenntniß und Geschichtkunde ist ihm nicht abzusprechen. Den Sachvorrath, den er aus ihren Reichthümern aushebt, weiß er mit einer glücklichen Auswahl und männlichen Beurtheilungskraft aneinander zu reihen, zweckmäsig zu ordnen und anwendbar zu machen; — ein Wahrheitsfreund, der die längstherbeigeseufzte Periode, unter Josephs Zepter, gleich bei ihrer ersten Erscheinung

nung nutzt, und mit einer Begeistrung ergreift, die seinen Vortrag zu sichtbar belebt, um nicht ein unterscheidender Zug in seinem Karakter zu seyn; der von den Flügeln des zwiefachen Adlers beschattet, den Anhängern des Pabstthums (a), eine so starke treffende Gesetzpredigt hält, die er noch vor einem Jahrzehen, blos hinter seinem Schreibpult entwerfen, und sorgfältig als ein Familienstück verschliessen, höchstens in seinen vier Mauren, im Reihen der vertrautesten Busenfreunde, unter dem Gelübde der tiefsten Verschwiegenheit, in dumpfem ängstlichem Ton eines Gefangnen, der von allen Zugängen her belauscht wird, ablegen muste, um nicht den Ingrimm des Pöbels, die römischen Anatheme und Bannstralen über sich aufzuwecken. Denn wie lang ists, daß man den Brüdern vom heiligen Franz noch Hände und Bart küßte, wann sie über die Strasse giengen, und daß der Stuhl von Rom noch Anmassung genug hatte, einem der ersten Kurfürsten des Reichs mit der Rota zu drohen, der den Mönchen seines Landes eine

(a) Die Protestanten haben von jeher den grossen Unterschied, zwischen Päbstler und Katholik, wie billig bemerkt, und die Gränzlinie unter beiden deutlich genug angegeben.

vernünftigere, dem Geist ihrer Stifter angemeßnere Einrichtung geben wollte?

Sie sehen also, Freund! wie willfährig ich bin, dem Verfasser alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die sie für ihn fordern. Aber zu viel Lob das höhnt, sagten schon die Minnesinger. Jedem unbefangnen Forscher muß es angenehm seyn, wenn er in seinem Gange freundschaftlich theilnehmend beobachtet und eingelenkt wird, wo er ausbricht; zurechtgewiesen, wo er irrt. Wäre Herr Watteroth ein Schriftsteller, wie man sie unter seinen Glaubensbrüdern alle Tage findet, so verlohnte sichs wohl der Mühe nicht, mit Erinnerungen über das Produkt seiner stiefmütterlichen Muse, einem Freunde seinen Tag zu verderben. Aber er verdients, daß man ihm nachgeht, seinen Aufsatz prüft, und berichtigt. Von Ihnen, mein Freund! erwarte ichs, daß Sie mirs ohne Zurückhaltung sagen, in wie fern unsre Gedanken über diese merkwürdige Schrift zusammentreffen?

Wärme und Fülle des Herzens reißt den Verfasser hie und da zu unfruchtbaren Tiraden fort. Anhänglichkeit und Vorliebe für das System seiner Kirche, von dem er sich doch noch nicht ganz lossagen kann, verleitet ihn zu einseitigen Urtheilen,

die nicht anders als ungerecht, hart und unfreundlich für die Gegenseite ausfallen können.

So gut der Ausruf, womit sich sein Stück anfängt, auch immer gemeynt seyn mag, so gewiß ist er doch im Grunde nichts mehr, und nichts weniger als Schimäre, die zu unsrer Erde nicht paßt, oder um derentwillen sie vorher gänzlich umgewandelt seyn müste. Einheit in der Religion und Uebereinstimmung in den Grundsätzen zu denken, unter die ganze Menschenfamilie zu verpflanzen, — darinn doch kein einziger Kopf ist, der im Ganzen genommen, so urtheilt und denkt wie der andere, — ob dies, wenns auch möglich wäre, ein so glänzender Gewinnst für die Menschheit, für ihre physische, moralische und politische Verfassung seyn würde, als ihm seine erwärmte Einbildungskraft eingiebt? ist eine sehr problematische Frage. Würde durch eine allgemein bewirkte Eintracht das Loos der Erdenbewohner einen solchen Zuwachs von Glückseligkeit erhalten, daß es ganz nahe an das Glück der Ewigkeit grenzte, vielleicht auch gar dasselbe aufwöge? Würde Menschenliebe und Verträglichkeit alsdann noch eben die ehrwürdige, belohnbare Tugend bleiben, die sie jetzt ist, wo sie über so manche Verschiedenheiten unsrer Meynungen, unsrer Denkungs — und Handlungsweise,

als über eben so viele Hindernisse und Schwierigkeiten, sich mit Heldengeist und Selbstverläugnung wegsetzen muß, und dadurch erst Würde und Schönheit erhält? Eine Welt voll Menschen, deren Gottesdienst und Grundsätze zu denken, alle nach einem Model zugeschnitten wären, setzte entweder einen unerhörten Despotism, der jede Fähigkeit erschlafft und verstimmt hätte, oder einen maschinenartigen Bau ihrer Natur voraus. Und in jedem Betracht stünde unsre Lage sehr tief unter der gegenwärtigen. Man kann zudem auch sicher behaupten, daß unser Aufenthalt hienieden, bei einer so unbegränzten Harmonie im Denken und Handlen zu viel unthätiges, einförmiges und gähnendes haben müste, um angenehm zu seyn.

Es war eine Zeit, da ganz Deutschland — man kann hinzusetzen, ganz Europa beinah eine Religion hatte. Dieser Zeitlauf wurde von einem andern abgelöst und verdrängt, der Spaltungen und Sekten in der Kirche hervorbrachte. Und all die Verwüstungen abgerechnet, die dieser Zeitgang mit seinen Schismen, und diese von Proselyteneifer, Verfolgungsgeist und Ketzerlärm begleitet, zurückliessen, blieb noch allemal ein vielfacher Nutzen übrig, der nicht verkennt werden kann, der das Uebel jener Trennungen,

so

so gewaltsam und blutig sie auch zum Theil waren, weit übersteigt, und über unsern ganzen Welttheil sich ausdehnt.

Die Wissenschaften, die gleich Griechenlands verscheuchter Muse verachtet und schüchtern zurückflohen, und nur noch hier und da in der einsamen verlassenen Zelle ihrer Söhne — und wie selten waren die nicht? — beim Schimmer der nächtlichen Lampe herbergten, und in der Stille ungekannt und unbelohnt ihr Wesen hatten, wurden aus ihrem Staube hervorgezogen und aufs neue in Bewegung und Kreislauf gesetzt; der eingerostete Fleiß und die geistigen Fähigkeiten des Menschen aus ihrem tiefen betäubenden Schlummer wieder aufgemuntert und polirt. Die Bemerkung, daß die Wiederauflebung des guten Geschmacks, die Morgenröthe der Aufklärung, die Verbreitung besserer Kenntnisse und feinerer menschlicherer Sitten in Luthers Reforme, und in eben den schismatischen Zeitläufen, gegen die der erzürnte heilige Vater mit seinen vatikanischen Flüchen zu Felde zog, nachgesucht werden müsse, ist so unläugbar als auffallend. Die Menge von Religionspartheien selbst, die von allen zwei und dreisig Winden her, aufstunden, sind eben so viele Urkunden von dem wiederhergestellten Forschungsgeiste, Phänomene

 einer

einer freien, von den Ketten der Sklaverei losgerungnen Untersuchung, Beweise, daß die Christen der Unerträglichkeit müde, andre für sich denken und trinken zu lassen, in einer so entscheidenden wichtigen Angelegenheit, als die Religion ist, selbst denken und prüfen wollten.

Sobald ich mir die ganze Menschheit einig im Denken und Handlen vorstelle, muß ich la Mettrie und Konsorten, gewonnen Spiel geben. Ein Umstand, der gewiß unserm Stolze zu wenig Ehre anthut, um ihn als die äusserste Stuffe der Glückseligkeit anzukündigen. Unser Glück beruht im Bewustseyn unsres Werths, und dieser muß einzig nach der Geistigkeit unsrer Anlagen, nach der Freiheit in ihrem Gebrauch, und nach der Mannichfaltigkeit ihrer Schattirungen berechnet werden.

Kriege und Veruneinigungen der Menschen bleiben immer grosse drückende Uebel; gern bannte sie jeder Menschenfreund von der Erde weg. — Und doch ist ihre Einwirkung ins sittliche und politische Beste der Welt so hervorstechend, entdeckt sich jedem denkenden, hellsehenden Beobachter so bald, und in so weitaussehendem Umfange, daß ich nicht weiß, welchen unter beiden Fällen er am liebsten auswählte: — einen allgemeinen ewigen Frieden, mit seinen

Be-

Begleitungen, dem Leichtsinn und Stolz, der einschläfernden Ruhe und der nicht abzuwehrenden Verwildrung der untersten Volksgattung u. s. w., oder die heilsamen Einflüsse des Kriegs, wenn sie gleich um einen so kostbaren Preiß, als das Blut vieler Tausende und die Entvölkrung ganzer Provinzen ist, erkauft werden müssen. —

Der Verfasser sagt selbst S. 10: „Die „grausamsten Verheerungen bringen „unter der Leitung der Vorsehung „gute Folgen hervor.“ Man kann sagen, oft Folgen von so grosser, ausgebreiteter, andaurender Güte, daß dadurch alle jene Verheerungen überflüssig kompensirt werden. Er scheint sich also selbst wieder aus seinem Enthusiasm zu erholen. Nur wunderts mich, daß er den Verheerungen der Intoleranz diese Folgen so kathechorisch abspricht. Stehen sie nicht auch, wie alle Auftritte und Begebenheiten unter der Herrschaft eines höhern Wesens, unter der Leitung der Fürsicht? Oder hat diese Fürsicht schon anderwärts ihre Weisheit so sehr erschöpft, daß sie hier bei dem Artikel Intoleranz verarmt stillstehen und den unglücklichen Sterblichen ihrer eisernen Ruthe überlassen muß, ohne aus ihren Scheiterhaufen, Bluthochzeiten und übrigen Denkmälern von Raserei und Gewissenszwang, heil=

heilsame vergütende Folgen hervorrufen zu können.

Es ist wahr, Frankreich hat durch seine schreiende, gewaltthätige Versuche gegen die Protestanten, dem blinden Eifer, diesem Götzen Moloch, ein Opfer gebracht, dafür es in Rücksicht auf Bevölkrungsstand, auf Finanzen, auf Künste und Handlung, auf Stadt- und Landwirthschaft noch bis auf diese Stunde keine Entschädigung erhalten konnte. Aber andre Reiche haben dadurch gewonnen, was jenes verlohr. Der Privatmann, der sein Geld verpraßt, verliert nur für sich und seine Familie; aber sein Vermögen bleibt doch in der Welt, und kommt oft in andre Hände, die es besser zu halten und besser anzulegen wissen. Im Ganzen geht also nichts dabei zu Grunde. Was für ihn selbst verschuldetes Unglück ist, wird für Andre Wohlthat und Aufhülfe. So auch hier. Es war Verschwendung im Grossen. Wenn die edlen unter der Nation, wenn Vaterlandsfreunde und gute Unterthanen, die kurz zuvor den Säbel gegen die Feinde des Reichs zogen, und für ihren Ludwig ihre Brust froh und muthig dem Tode darboten, unter der Hand ihrer Henker, oder als Galeerensklaven unter der Peitsche der Unmenschen umkommen, oder in ewigen Gefängnissen langsam ver-

verschmachten müssen, so ist freilich der Schade zu einleuchtend, und die Scene zu tragisch, als daß die Gefühle der Menschlichkeit nicht durch ihren Anblick empört würden. Aber wenn man daraus nur soviel gelernt hat, daß Intoleranz und Despoterie immer ihre Freunde, und den Staat, der sich durch ihre Vorspieglungen verpesten läßt, zunächst und zuerst strafe; — daß Herrschaft über die Gewissen, im eigentlichen Verstande, Tyrannei heisse, die den besten Theil der Bürger zum Schlachtaltar hinführt, und den schlechtern zu Heuchlern macht; — daß die Religion der Christen ein Heiligthum sey, das niemand ungeahndet antasten darf: so ist diese Lehre ein Erfahrungssatz, dazu die Prämissen in jenen Verheerungen liegen, — eine wohlthätige Folge, die sich nicht blos in Galliens Gränzen einschliest, sondern jeden Regenten warnt und belehrt, und vielleicht den ersten Keim zu den Gesinnungen und Anstalten jener Duldung gelegt hat, die in unsrem Zeitalter ihre Zweige über so viele katholische und protestantische Gegenden verbreitet; eine Folge, die ein viel zu würdiges Werk der Vorsehung ist, als daß wir ihre Geschäftigkeit und ihre Leitung dabei verkennen dürfen.

Ich war, seit meinem Besinnen, ein geschworner Feind von Intoleranz. Denn ich bin, wie

Sie

Sie wissen, in einem Land erzogen, wo ich der Gelegenheiten nur zu viel hatte, diese Furie in allerlei Gestalten wüthen zu sehen. Nie und auf keinerlei Weise werde ich ihr also das Wort reden. Nur will ich das Bild des Verfassers von Glückseligkeit, der Natur der Sache selbst näher bringen, — nur sagen, daß die Menschen bei all den anscheinenden Mängeln und wirklichen Revolutionen, die den einen Theil herab den andern hinauf setzen, bei dem guten Erfolge, der immer für diese oder jene Gattung, früher oder später, allemal aber unausbleiblich daraus erwächst, sich unendlich besser befinden, als sie bei dem ewigen Einerlei ihrer Denkungs- und Handlungsweise — das der Verfasser so wohlmeynend herbeiwünscht — sich befinden würden. Dies verrieth gewiß Maschinerie. Und dem Menschen, der für seine Würde eingenommen ist, ist nichts unausstehlicher, als der Gedanke: du bist Maschine.

Die Welt mit ihren Mängeln
Ist besser als ein Reich von willenlosen
Engeln.

Wir, mein Freund! wollen uns durch nichts irren lassen, die wirklichen Freuden und Vortheile, die uns die Erde bei all ihren verschrieenen Unvollkommenheiten darbietet, ohne milz-

süch-

süchtige Klage zu geniesen, nie ihren frohen Genuß durch Hinblick auf dichterische utopische Glückseligkeiten, die für unsern Menschenstand eben das seyn würden, was jahrlange Windstille aufm Meer wäre, verderben, und mit Misbehagen vergällen. Zufrieden, auf unserm Wege noch da und dort einen guten deutschen Wandrer zu finden, der mit uns sympathisirt, wollen wir Hand in Hand auf die Zukunft losschreiten, und jedem Erdensohn gern erlauben seinen eignen Kopf zu haben, wie wir den unsrigen. Ich bin 2c.

Zweiter Brief.

am 24sten Neujahrmonds

Wie heftig Herr D. B. von Protestanten und Katholiken angeschnaubt und verketzert wurde, als er in seinen Briefen zur Verbesserung der Dogmatik, den Vorschlag that, daß man die Religion von ihren theologischen Zusätzen und Verzierungen reinigen, so gereinigt und vereinfacht, dem Volk öffentlich vortragen, und nichts in den Unterricht für gemeine Christen mit einflechten solle, was eigentlich zu gelehrten Untersuchungen und zur Theologie, in wie fern sie Wissenschaft und Spekulation ist, zu zählen sey, dieß gehört noch zur Geschichte der neuern Litteratur. Sie wissen, wie wir uns oft über diese schnarchenden Ketzermacher geärgert, und dann wieder über sie gelacht haben, je nachdem unsre Laune gestimmt war. Und jetzt kommt ein katholischer Schriftsteller, der im Grunde eben das sagt, und vielleicht ungerügt sagt, worüber jener mit dem Brandmahl eines

Irrlehrers bezeichnet ward. S. 11 trägt er darauf an, bekannt zu machen: „daß Trennung der Scholastiker in der Theologie, keine Trennung der bürgerlichen Gesellschaft seyn sollte. Nach seiner Schätzung sind also jene strittigen Artikel, darinn die christlichen Parthieen von einander abgehn, oder die sogenannten Unterscheidungslehren nur Streitfragen, die für den Theologen von Profession ausgesetzt bleiben, und ihren Ursprung aus den Zeiten der Scholastiker herschreiben. Und wenn dies ist, so werfe man sie nur zusammen hin in ihr Fach — lasse die Gelehrten darüber reden und schreiben, so lang sie's gut finden — oder bis auch sie, des langen Haders müde, sich miteinander aussöhnen. — Aber man erkläre sich auch öffentlich darüber, daß die verschiednen Meynungen der Kirchen nicht zur Religion des Volks, sondern zu dem Vorrath spekulativer Kathederfragen zu zählen seyen. Man untersage es der Geistlichkeit, ihren Volksunterricht mit solcher Schulweisheit und unfruchtbaren, falsch berühmten Kunst aufzustutzen, und sich Anhänger und Stimmen zu sammlen.

Es wird täglich leichter, eine Sammlung von Glaubenslehren zu machen, die die heilige Schrift mit deutlichen Worten vorträgt. Und wie schön,

annehmenswerth und überzeugend würde jedem — auch dem schwächsten Verstande — die Religion werden, wenn man sie so auf ihre erste, einfache, ungekünstelte Gestalt zurückführte, jeden Geistlichen dazu verpflichtete, nichts als Glaubensartikel in seine Vorträge aufzunehmen, was er nicht wörtlich in der Bibel nachweisen kann, — keine Erklärungen schriftmässiger Dogmen zu wagen, die der heilige Schriftsteller nicht selbst gegeben hat, — alles, was auf blossen Konsequenzen beruht, aus seinem Unterricht zu verbannen, weil dies nur eine Unterhaltung für Gelehrte bleiben, und der grosse Haufen nicht damit irre gemacht werden muß. Manches, was bisher die Kirchen getrennt hat, ist Mißverständniß, das bei näherer Zusammentretung, und freundschaftlicher, kaltblütiger Erläuterung leicht zu heben ist. Manches ist Andichtung solcher Sätze, die man nie behauptet, im Gegentheil vielmehr verabscheut hat; manches eine Kette von Folgerungen, die nicht anerkannt wird, und die Niemand als ein Meister in der Sophisterei schmieden kann; — manches Nebensache, davon sich jeder für sich, nach seiner Fassungs- und Vorstellungskraft, Hypothesen und Erklärungen bilden mag, welche er will, seiner Seligkeit und Tugend unbeschadet; manches vorwitz- und un-

zu-

zuständiges Urtheil in Dingen, die gar nicht vor den Richterstuhl des menschlichen Verstandes gehören; die in der Offenbarung selbst als Geheimnisse vorgetragen werden, und wo es schon aus dem Grunde Vermessenheit ist, etwas weiter darüber zu äussern, als was die Schrift äussert. Wenn man in der Polemik der christlichen Partheien Posten nach Posten durchgeht, wird sichs bald finden, daß sie nach dieser Angabe sich alle klassificiren lassen, und mithin keine so traurige Scheidelinie unter ihnen ziehen sollten.

In der Sittenlehre sind wir guten Theils einig. Sie ist auch in sich selbst weniger Mißdeutungen unterworfen. Nur Kasuistik darf sie nicht werden, schlechterdings nicht — oder, wenn sie's durch den Eigensinn der Menschen je werden sollte, so werde sie es allenfalls in den Büchern und Hörsälen der Akademiker. Nie entweihe sie die Tempel der Christen. Es ist nicht weniger überraschend, als angenehm, aus der Feder eines Katholiken ein solches Bekenntnis zu lesen. Vielleicht wirds bald auch das Bekenntnis der Grossen, die herrschende Meynung des katholischen Klerus, und dann sind wir dem glücklichen Augenblick nahe, der die getrennten Kirchen wieder vereinigt. Vernünftige und bescheidne Katholiken haben uns lange schon eingeräumt, daß unser

Lehrbegriff alles enthalte, was sie zum Wesen ihrer Religion zählen. Nur die Zusätze entfernten uns noch, zu sagen: Wir sind eins. Wollen sie nun so gefällig seyn, diese Zusätze für das zu erklären, was sie sind, für Resultate der scholastischen Theologie, und für Erfindungen der päbstlichen Kammer, und sie als solche aus ihren öffentlichen Lehrbüchern fürs Volk, die ohnehin keine theologische Aufgaben, und noch minder kammeralische Entwürfe zur Plusmacherei, sondern reine, unverstellte Christusreligion enthalten müssen, ausmustern, und sie der gelehrten Zunft, als Themen zu künftigen Uebungen ihres metaphysischen Scharfsinns vermachen, unter der Bedingung jedoch, daß sie solche als eigne Ordensgeheimnisse in ihrer Lade verschliessen, und nie dem Volke zur öffentlichen Schau aussetzen; so können die Protestanten diese Gefälligkeit, mit gutem Gewissen durch eine ähnliche erwiedern, und, um in dem Geschäft eines allgemeinen Kirchenfriedens einander auf halbem Wege zu begegnen, noch manchen Satz, der nicht sowol das Gepräge biblischer und christlicher Religionswahrheit, als vielmehr den Stempel von Luther und Kalvin trägt, aus ihren Symbolen ausmerzen.

Noch

Noch kommt diese Idee zu frühzeitig, um etwas mehr als frommer Wunsch zu seyn. Ein solcher Abriß zur Volksreligion müßte doch durch Zusammentritt, freundschaftlichen Beirath und Uebereinstimmung aller drei Religionsgeistlichen zu Stande gebracht, und so eingerichtet werden, daß er auf der einen Seite nicht lückicht, auf der andern nicht überladen wäre. Die Sätze müßten so bestimmt, auseinander gewickelt, unterschieden, und der Ausdruck so richtig, angepaßt und populär seyn, daß keine unwillkührliche Mißdeutung zu besorgen stünde, keine vorsetzliche Verschraubung der Wahrheit daraus entschuldigt, keine Verschiebung des gemeinschaftlichen Zwecks, über kurz oder lang dadurch veranlaßt werden könnte. Theologische Kunstsprache würde hier, wie natürlich, verabschiedet. Biblische Redensarten, die zu bildlich auf jüdische Gebräuche und Alterthümer anspielend, oder überhaupt so räzelhaft, oder vieldeutig sind, daß sie der Laye ohne Kommentar und besondre Aufschlüsse nicht verstehen kann, würden mit andern, gleichbedeutenden, gemeinfaßlichen biblischen Worten vertauscht. Nirgends dürfte ein gewisses angesponnenes, oder mitgebrachtes und adoptirtes System, nirgends ein ängstliches, mühsames Bestreben, den oder jenen angenommenen Lieblingssatz mit

Gewalt in der Schrift ausspähen zu wollen, durchscheinen. Alles, was Glaubens- und Sittenlehre betrifft, müste reine biblische, das heist, ganz klar und unwidersprechlich, nicht durch Folgerungskunst hergeleitete, sondern namentlich und wörtlich in der Schrift enthaltne Religion seyn. Jeder Landesherr müste dann dies biblische Lehrbuch autorisiren, seine Geistlichen dahin anweisen, in ihrem Lehramte demselben getreu zu seyn — nichts eignes hineinzutragen, nichts durch selbstgewählte Hypothesen zu verkleistern; müste darüber wachen, daß keine kleine oder grosse Päbste mehr sich in die Christenheit einschlichen, die die Einfälle eines kranken schwärmerischen Gehirns, oder eines kleinen, niederträchtigen, leidenschaftlichen Herzens, und kriechenden Eigennutzes, von der Kanzel, als vom Delphischen Dreifuß, herabrakelten, und ihren Heerden diese selbst fabricirte Waaren, als theure heilbringende Schätze verkauften. Man wende mir nur nicht dagegen ein, daß hierdurch der Geistliche allzueng beschränkt, und ihm zu viel Stoff zu seinen Amtsreden entzogen werde. Das Reich der Natur und der Sitten ist so reichhaltig, so ergiebig, zu frommen, erbaulichen und lehrreichen Betrachtungen, daß der Geistliche, der sich diesem Studium wiedmet, auch

in

in einer fünfzigjährigen Amtsführung nie um Vorrath zu seinen Predigten verlegen seyn darf. Verbindet er noch damit Kenntnis der Welt und des menschlichen Herzens, so reicht ein ganzes Mannsalter nicht zu, alle die nützlichen und erbauenden Lehren zu erschöpfen, die er sich auf diesem Feld einerndten kann. Es ist traurig genug, daß man die geweihten Oerter, wo das Amt der Versöhnung verwaltet, und die Stimme des Friedens gehört werden sollte, so lange und so unverantwortlich mit Kontroversreden und geistlichen Zänkereien entehrt, und dem Volke die Stunden der öffentlichen Andacht, die dazu geordnet sind, es besser und weiser zu machen, geraubt hat, um sie zu Wortklaubereien, sophistischen Spitzfindigkeiten, hochdaherfahrenden Beweisführungen, und romantischen Lobpreisungen der Helden seiner Parthie zu mißbrauchen.

Bis dahin, wo die Gottesgelehrten der verschiednen Gemeinden, Philosophie, Selbstverleugnung und Patriotism genug haben werden, um uns durch brüderliche Verbindung und partheilose Bearbeitung ihres Gegenstands, die Religion Jesu in jener Reinigkeit und Simplicität wiederzugeben, dadurch sie sich in den ersten Jahrhunderten der Kirche so vortheilhaft von unsrer jetzigen unterschied, Würde und Ueber-

zeugungskraft, und Beifall unter den Nationen erwarb, können wir nicht mehr thun, als daß wir uns untereinander als Christen und Brüder behandlen, und durch warme Liebe und Vertraulichkeit ein Band der Vereinigung knüpfen, das die Eintracht in der Religion gewiß beschleunigen wird. Hier aber muß sich der Geistliche den Mißstand, und die schreiende Ungerechtigkeit nicht ferner erlauben, sich nicht länger ein Geschäft daraus machen, die Unterscheidungslehren andrer Kirchen aufs schwärzeste und boshafteste zu schildern, Folgen daraus zu erzwingen, die sich gewiß kein Mensch von gesundem Verstand und gutem Herzen dabei einfallen läßt, die Anführer und Heiligen seiner Parthie zu reinen fehlerfreien Engeln des Lichts hinauf, und die der gegenseitigen zu leibhaften Satanen, mit Schwanz und Bocksfüssen hinab zu würdigen.

Sicher kostete es einen Priester von ächtem päbstlichem Schlag — und ihrer ist noch bei weitem die stärkste Anzahl — weit weniger Ueberwindung, einen Konfuz, Zoroaster, Sokrates u. a. für Wohlthäter der Menschen zu erkennen, als einen Luther, Kalvin, Zwingel u. s. w. Wiewol er auch jenes nur unter so vielen Beschränkungen und Ausnahmen thun würde, daß er damit alles wieder zurück-

näh=

nähme, was er jenen tugendhaften, verdienstvollen Heiden vorher zu geben schien. Ihm ists weit leichter, Liebe gegen den Juden, Irokesen und Hottentoten zu predigen, als gegen den Protestanten. Diese sind Ursache seines gekränkten Interesse, und lassens zu sehr und zu oft merken, daß sie ihn übersehen. Jeder Vortheil, der ihnen zufällt, reitzt seine Eifersucht und seine Galle. Unter einem Beherrscher, wie Joseph, und bei dem raschen standhaften Fortschritt dieses besten Kaisers auf dem Pfade der Toleranz, darf er freilich seinen Unmuth nicht ausbrechen lassen, nicht intolerant scheinen, muß auch wohl einmal ein Wort von Duldung und Ketzerliebe in seinen Predigten fallen lassen. Aber er wird sich sehr hüten, diese Pflicht aus dem Geiste des Evangeliums, aus der Quelle der Sittenlehre, aus dem nicht zu verkennenden Werthe, den diese oder jene Sekte, bei allen ihren angeblichen Irrthümern und Fehlern hat, und aus der Ueberzeugung, daß auch Protestanten zusammt ihren Reformatoren schon Wohlthaten über die Menschheit gebracht haben, und unter dem Wink der Vorsehung noch ferner bringen werden, aus der Entwicklung der Vortheile endlich, die der Welt durch die Duldung zufliessen, herzuleiten. Wir müssen, wird er sagen, und eine Stirne

mit tausend Falten wird seinen Blick verfinstern. Was Gott duldet — Gott duldet auch die Teufel — müssen wir auch dulden. Was uns Joseph befiehlt, müssen wir thun, wenn wir in seinen Staaten leben, und Brod essen wollen. Joseph läßt uns unter zween Fällen die Wahl — seyd duldsam oder wandert aus. — Also — aus zweien Uebeln das kleinste — wir müssen tolerant seyn. Ich wiederhol es — nicht der katholische, sondern der römische Geistliche wird sich so dabei nehmen. Es giebt allerdings rechtschaffne, verehrungswerthe Männer in dieser Kirche. Männer, die, wie der würdige Bischof in Königgrätz, durch eine aufgeheiterte, sanfte, liebevolle Denkungsart, ihrem Hirtenstab Ehre machen. Es ist nur zu beklagen, daß ihrer so wenige sind, und daß diese wenige so oft bei dem Geschrei der überlegenen Menge von unedlen nicht gehört werden.

So lang aber Duldung blos ein Werk der Furcht und des Zwangs, nicht eine Tochter der Liebe ist, lassen sich von ihr keine grosse Erwartungen machen. Der falsche Bekehrungs- und Eroberungsgeist wird noch immer in der Stille umherschleichen, und im dunklen nach Beute haschen. Dies läßt sich hoffen, wenn allerlei Religionsgenossen nur einmal unter einan-

der

der wohnen dürfen, einerlei bürgerliche Rechte und Freiheiten geniessen, daß sie durch den Umgang auch von ihrer guten Seite, — die man ihnen oft so sorgfältig versteckt hat — sich kennen lernen, und vermittelst dieser nähern Bekanntschaft in der Folge dem Zutrauen und der Liebe zu einander da Raum lassen werden, wo sonst Haß und Vorurtheil seinen Sitz hatte. (b)

Aeus=

(b) Daß man in erzkatholischen Ländern z. B. in Tyrol ꝛc. dem Protestanten, den man da nicht anders, als unter dem Namen eines Ketzers kennt, nicht einmal die Erlaubnis giebt, ein vernünftiges Geschöpf in Menschenfigur zu seyn, sondern sich dabei, ich weiß nicht was, für ein Mittelding unter zweibeinigten und vierfüssigen Thieren vorstellt, ist keine ungegründete Anschuldigung. Es ist noch nicht so gar lange, daß ich von einem ehrlichen Tyroler das aufrichtige Geständnis darüber gehört habe. Er wunderte sich nicht wenig, als er auf seiner Reise ins Ausland den ersten Protestanten, und gleich darauf eine ganze Lutherische Versammlung aus der Kirche gehen sah, und über alle seine Erwartung fand, daß diese Ketzer durch die Bank eben solche Figuren seyen, wie er. Er betheuerte, daß ein grosser Theil seiner Landsleute sich eben so sehr würde verwundert haben. Man bemerkts an diesen Tyrolern demohngeachtet gar bald, daß sie menschlichere Gefühle athmen, zuthätig und gutherzig werden,

sich

Aeusserst parador ist der Ausfall des Verfassers S. 14. „Es widerspricht nicht den „Grundsätzen der Liebe, wenn man „die Menschen haßt, welche jene — „Wahrheit oder Sittenlehre — oder „Menschlichkeit? — entehrt haben.“ Ein Grundsatz der Liebe, den uns die Sittenlehre Jesu empfiehlt, ist der: Liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, (Matth. 5, 44. 45.) Und das Betragen unsers göttlichen Lehrers, verbunden mit dem Beispiele seines himmlischen

sich öfnen, und ein freundschaftliches Zutrauen zu den Ketzern fassen, wenn sie nur eine kurze Zeit lang unter ihnen gelebt haben. Ich sage dies nicht, der katholischen Kirche allein Vorwürfe zu machen. Auch in Ländern, die ganz evangelisch sind, kennt man den Katholiken, nach seinen eigentlichen, in seiner Kirche allgemein anerkannten Religionsmeynungen, nicht. Man unterhält sich nur mit den Geschichten des lächerlichsten Aberglaubens, der wol hier und da in einem Winkel des katholischen Deutschlands seinen Spuk treibt, aber nie der ganzen Gesellschaft zur Last kommen kann. Man denkt sich die Katholiken als christliche Heiden, die gleich den Bürgern zu Athen, eine zahllose Menge von Gottheiten in ihren Heiligen verehren, und noch täglich ihre Anzahl durch neue Vergötterungen erhöhen.

lischen Vaters, auf das er uns hinweist, wird uns ein unverwerfliches Dokument, daß dies ein vielbedeutendes allumfassendes Gesetz sey. Niemand konnte der Wahrheit — durch grobe Irrthümer und unverzeihliche Mißdeutungen der Sittenlehre — durch verkappte und öffentliche Laster, und durch eigenmächtige, widersinnige Beschränkung des Dekalogs — der Menschlichkeit — durch Blutdurst, Partheigeist, und schauerliche Mißhandlung der Gesandten des Himmels, die die Rechtmässigkeit und den göttlichen Auftrag ihrer Geschäfte durch erstaunenswürdige Wunder beglaubigten, und nach ihrer eignen Aussage, wahre Wohlthäter der Nation waren, — mehr Schande machen, als das Geschlecht der Juden. Christus machte ihnen darüber eben so laute als verdiente Vorwürfe — sah den Tag der Rache in dem schreckvollen Schicksal, das sich in drohenden Gewitterstürmen über ihnen zusammenwölkte, im Geiste voraus. Und Er — der selbst das nächste Opfer ihrer Grausamkeit werden sollte, und gewiß wuste, daß ers unfehlbar und bald werden würde — zollt ihnen gleichwol, bei der Vorstellung und Ankündigung ihres Unglücks, eine Thräne der mitleidigen Liebe. Und in dieser Heldentugend fordert er unsre Nachahmung.

Un-

Unstreitig macht der Verfasser seiner Kirche ein zu schmeichlendes Kompliment, wenn er sagt, daß es ihm als Katholik natürlich sey, für die Duldung derer zu reden, die es nicht sind, S. 14. Daß es namentlich Ihm natürlich sey, läßt sich gern glauben. Nur nicht aus dem Grunde, weil er Katholik — denn hierinn hat er die Erfahrung gegen sich — wohl aber, weil er ein helldenkender, biedersinniger Menschenfreund ist. Wenn ein dritter, den die Sache weiter nichts angienge, die Naturgeschichte der katholischen Kirche entwerfen sollte, so würde er weit eher setzen, daß Nichtduldung ein Kennzeichen ihrer Gattung sey. Wie könnte er aus so vielen Thatsachen und Bemerkungen anders urtheilen? Daß eine Kirche, die in einem Lande, wo sie die herrschende ist, ihre Herrschaft recht a la Sultan ausübt, in einem andern, da sie unter dem Druck seufzt, für ihre eigne Duldung schreibt, ist natürlich — so natürlich als jedem sein eignes Interesse ist; eben weils Niemand anders für sie thut. Das eigne Geständnis des Verfassers, seine Klage, über die Blutströme, die die Intoleranz vergossen, und die fatale Parallele, die er zwischen den Verheerungen des Kreutzes, und denen des Monds zieht, sind meine Bürgen. Ein drittes giebts nicht. Entweder ist Duldung

der

der römischen Kirche gar nicht natürlich, oder die Geschichte kennt kein Beispiel, wo eine Natur solche Seitensprünge gemacht hat, so sehr aus ihrem Laufe gekommen ist, als die ihrige.

Erst jetzt fangen einige wenige ihrer edelsten Glieder an, sich ihre bisherige intolerante Handlungen zu verweisen. Noch immer fand der wilde schäumende Eiferer, selbst in den Heiligthümern der Gerechtigkeit, Nachsicht und Stützen, sogar bei den unsinnigsten beleidigendsten Ausschweifungen der Bigotterie, während dem, daß unter den Protestanten ein Friederich mit Vaterernst gegen Religionsangriffe und Verfolgungen warnt, und keiner aus ihrem Mittel intolerant seyn kann, ohne öffentlich darüber gehohneckt, mit der Lauche der Kritik begossen, und mit Vorwürfen und wirklicher Bestrafung begegnet zu werden.

Unbillig und kränkend ist also, was er weiter S. 14 sagt: „Es wäre auch Zeit, daß „die Protestanten sich selbst Vorwürfe der Intoleranz machten," da sie dies schon lange und im Angesicht des Publikums gethan haben. Wer in der protestantischen Litteratur nicht ganz Fremdling ist, kann sich ohnmöglich solche Beschuldigungen denken. Noch weit unbilliger aber ists, daß er sich dabei auf

zwo

zwo sehr verschiedne Begebenheiten bezieht — die Gordonsche in London, und die Frohnleichnamsscene in Werthheim, um die neuesten und auffallendsten Beispiele des Religionshasses gegen die Katholiken, den Protestanten auf den Rücken zu werfen. Man sieht, wie leicht und wie weit auch der sonst vernünftige Denker irre geführt werde, wenn er einseitigen Nachrichten und Urtheilen zu viel traut oder eine Sache aus einem verschobenen Gesichtspunkt beleuchtet. Hier treffe ich endlich auf die Sache, die Ihnen, mein Freund! so unerklärbar, und in einem so zweideutigen Licht erscheint, und worüber Sie sich nähere Belehrung von mir erbitten.

Ich wohne nicht sehr weit von Werthheim, stehe aber weder auf Fürstlich= noch Gräflicher Seite; doch habe ich den Gang der Geschichte von ihrem ersten Entstehen bis hieher verfolgt, authentische Erzählungen darüber gehört, und will Ihnen alles geben, was, und wie ichs habe. Aber für heute lassen Sie mich ausschnaufen. ꝛc.

Drit=

Dritter Brief.

am 25sten Neujahrmonds

Lassen Sie mich zuerst über die berufene Gordoniade meine Meynung sagen. Ihr Anführer, ein versengtes Gehirn und ein Schwärmer von der bösartigsten Sorte, von seinen Freunden gewarnt, und von jedermann verachtet, seine Rotten lauter Auswürflinge des verächtlichsten Pöbels, immer zu lärmenden, gewagten Unordnungen aufgelegt, wobei sie auf allen Fall nichts zu verlieren, destomehr aber zu gewinnen hoffen, — welcher billige, bedächtige Mann wird es wagen, sie in ihren Thorheiten und Mordbrennereien, zum Maasstabe der allgemeinen Denkungsart eines Volks, oder einer Kirche zu nehmen! Solche Beleidigungen müssen wir uns im Namen aller unsrer protestantischen Brüder verbitten.

So fest wird im ersten Mannsalter die Toleranz ihr Reich noch nicht gründen, daß alle Brausköpfe sich unter ihren Regentenstab schmie-

 gen

gen, und besoffene Handwerkspursche aus Ehrfurcht für sie die Stimme eines phantastischen Lords nicht hören sollten, der ihrem Muthwillen ein Fest giebt. Oder kann man fordern, daß die Philosophie — auch zugegeben, daß sie unter den Britten zu Hause sey, alle Köpfe, vom Lordkanzler bis zum Karrenschieber herab aufräume, und auch den Bootsknecht zum Weltmann und schönen Geist schleife?

Aus einem andern Standort betrachtet, wird diese Geschichte eben so ehrenvoll für den Protestanten, als beschimpfend sie dem Verfasser vorkommt. Wir sollen uns dabei Vorwürfe der Intoleranz machen? Und wem sollen wir sie machen? Einem schwachköpfigen Gordon, der sich durch jede Handlung zum Tollhaus qualificirt? — oder einem berauschten Pöbel, der unsre Vorwürfe mit Steinen und Prügeln beantworten würde? Mich deucht, die Londner Regierung hat ihnen ihrer Intoleranz wegen Vorwürfe genug, und im besten Tone gemacht, indem man mit einem zusammengerafften, aufgewiegelten Schwarm unruhiger Geister und Friedensstöhrer sprechen muß, wenn man sie zum Stillschweigen und zur Ruhe bringen will. Nein, freuen wollen wir uns, bei dem Gedanken, daß nicht nur die Grundsätze der Duldung zu allererst

erst unter den Protestanten aufgestellt, zu allererst die Vortheile derselben von ihnen anerkannt wurden, sondern, daß wir uns nun auch rühmen können, die ersten Märtyrer für Toleranz in unsrer Kirche zu haben. Denn was sind sie anders die Savilles, Mansfields, und alle die brittischen Patrioten, die aus Menschenliebe und durch die Eingebungen der Duldung beseelt, die Bill zu Gunsten der Katholiken bewirkten, und weder durch Drohungen, noch öffentliche Beschimpfungen, weder durch ungestümme Zudringlichkeiten, noch erlittenen ansehnlichen Verlust (c) in

(c) 30000 Pf. Sterling können auch in England für ein Kapital gelten. — Aber was in der Schätzung des Lords Mannsfield noch weit mehr Werth haben muß, ist die völlige Zugrundrichtung einer kostbaren Büchersammlung von 10000 Pf. Sterl. — der seltensten und auserlesensten Manuscripte, die vielleicht je von einem Partikulier besessen worden — und was für ihn und die Jurisprudenz mit nichts in der Welt ersetzt werden kann, ist der Verlust von 200 Bänden juristischer Anmerkungen, die dieser würdige und gelehrte Mann, während seiner vieljährigen Rechtsbedienungen selbst gesammlet hatte, von denen kein einziger aus den Flammen gerettet wurde. Von seinen vielen und vortrefflichen Gemählden, unter denen, wie mich ein Kenner versichert, Stücke von grosser Seltenheit und ausserordentlichem Werth waren, will ich nichts sagen.

in ihren toleranten Gesinnungen erschüttert, und dahin vermogt werden konnten, jener Akte untreu zu werden; was sind sie anders, als freiwillige und eben deshalben unverdächtige Opfer für Toleranz. Und das sind sie in einem Reich, das in seinen Jahrbüchern so viele warnende Spuren von Bosheit und feindseligen Versuchen zu seinem Umsturz enthält, alle im Schooß der Katholiken ausgeheckt! Heil ihnen den Männern, auf die wir stolz seyn können, die unter den Protestanten, noch mehr unter allen christlichen Parthien, die ersten Trophäen im Dienste der Toleranz erkämpft und mit Blut und Schweiß behauptet haben.

Und wenn man gleichwol den Gordonschen Aufruhr den Protestanten als ein Beispiel von Religionshaß in Aufrechnung bringen will — bei Gordon selbst mocht' er's wohl seyn, ob man schon nicht sagen kann, wie viele, oder wie wenige aus seinem Komplot, aus Bigotterie oder andern Absichten gehandelt haben — so ists doch weder das neueste noch auffallendste. Hier ists ein Schwindelkopf, der die Fahne der Verwüstung voranträgt, und die Grundsuppe der Nation, die sich anschließt; auf der andern Seite warens Regenten, die in ihren Kabinetten mit kalter Ueberlegung ihren protestantischen Unter-

tha-

thanen Tod und Untergang schwuren, und durch Mißbrauch ihrer Heere diesen Schwur ausführten. Hier werden die Hauptthäter mit Galgen und Gefängnis bestraft; dort warens privilegirte Mörder, deren Grimm durch Machtbriefe unterstützt, und durch Aufmunterung und Belohnungen angefeuert, Protestantenblut wie Wasser versprützte. Hier ists nur eine plötzliche Anwandlung von Schwärmerei, die gleich einem fieberhaften Anfall, eben so geschwind wieder vorübergeht; dort wars anhaltende Wuth von vielen Jahren, die die Kirchen der Protestanten bestürmte. Hier ists Tadel und erklärter Abscheu, womit Gordons Unfug vom protestantischen Publikum gebrandmalt wird; dort wars schadenfroher, jauchzender Beifall, und vergötternder Lobspruch der Klerisei, mühsames Bestreben katholischer Schriftsteller und rabulistische Ergreifung aller Scheingründe, auch Bartholomäusnächte, und Dragonaden als Produkte des Eifers für Gottesehre herauszustreichen, was mörderischen Religionshaß bekrönte. Welches Beispiel von beiden ist auffallender?

Die Geschichte zu Mühlheim am Rhein ist noch etwas jünger, als die Gordonsche, und gewiß noch auffallender in ihrer Art. Herr Pater Simpl. Hahn betritt am Frohnleichnams-

 tage

tage 1780 — dem brillantesten Fest, das die katholische Kirche noch immer den Protestanten zum Trotz feiert — den geistlichen Turnierplatz, um in einer öffentlichen Kontroverspredigt seine kriegerischen Talente spielen zu lassen, und — gleich einem andern Moloß — den Haufen der Ketzer anzubellen. Mit pöbelhaftem Witz und in Ausdrücken, deren man sich auch unter gesitteten Bauren schämen würde, sprudelt er seinen Geifer auf eine Menge guter Bürger hin, die weiter keinen Fehler haben, als daß sie nicht römischkatholisch heissen; beschimpft nach 200 Jahren noch die Asche ihrer Reformatoren, und spricht diesen, mit jenen alle Anwartschaft und Hoffnung auf den Himmel rund ab. (Mit was für herrlichen Reservationen und Nothlügen, mit welch statthaften herzbrechenden Gründen sich Se. Ehrwürden der Herr Pater wohl einmal entschuldigen werden, wenn Ihnen der Gott der Katholiken und Protestanten, der Vater der Christen und der Heiden, der einzige Gesetzgeber, der selig machen und verdammen kann, (Jak. 4, 12.) Eingriffe in seine Majestätsrechte zur Last legt — ob Se. Ehrwürden auf die Frage: Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er steht oder fällt seinem Herrn, (Röm. 14, 4.) excipiendo, oder limitando, oder distinguendo, oder

wohl

wohl gar negando alsdann zu antworten und mit welchem Brokardikon aus der Pastoraltheologie, Dieselben ihren Verstoß gegen die warnende Lehre unsers gemeinschaftlichen Oberhaupts Jesu: Verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammt (Luk. 6, 37.) einen Anstrich zu geben, und von der daran geknüpften Strafe Dispense zu erhalten gedenken? Darüber möcht ich, mit ihrer großgünstigen Erlaubnis, die Entscheidung in ihrer Seele lesen können.)

Siegprangend verläßt er indessen die heilige Streitbühne. Aber das Ding macht Aufsehen und Lärm. Die beleidigten, gemißhandelten Protestanten suchen Gerechtigkeit und Schutz bei der Regierung zu Düsseldorf. Allein dieser Gerichtshof findet in der Hahnischen Streitrede — zu jedermanns Erstaunen — nichts, das dem Lehrbegriff der katholischen Kirche, und den Reichsabschieden entgegen wäre, nimmt den ungezognen Geiferer in seine Protektion, giebt zu, daß dies Meisterstück der geistlichen Beredsamkeit, das zuvor konfiscirt war, aufs neue in Umlauf komme, erklärt die jährlichen Kontroverspredigten, die der Achtungswürdige Oberhirte zu Königgrätz als eine Toleranzwidrige, den Katholiken und Protestanten mit Recht mißfällige Gewohnheit, den Geistlichen in seinem Sprengel, gänzlich und

auf immer untersagt, für nothwendige Mittel zur Aufrechthaltung und Fortpflanzung der katholischen Lehre, und macht also den Religionseifer eines Mönchs zu seiner eignen Karakteristik.

Merz — der rüstige Streiter in Augsburg, fährt noch rasch fort, verjährte Lügen und schwarze, gallsüchtige Verläumdungen auf die Protestanten herabzuschleudern, und ihre erste Häupter als Volksverführer und widernatürliche Bösewichter abzukanzeln. Er treibt dies Unwesen schon mehrere Jahre, zum Theil auf eine recht plumpe, pasquillantische Art, im Angesicht und vor den Ohren einer deutschen Reichsstadt, und Niemand von seinen Obern sieht sauer dazu — Niemand fragt ihn, warum thust du also? Pastor Göze in Hamburg, — ein Mann der seiner Bigotterie halben, bei der ganzen protestantischen Christenheit in Verachtung lebt, und mit Vorwürfen bedeckt wird, läßt sich durch seinen kriegerischen Sinn zu einigen anzüglichen, intoleranten Aeusserungen hinreissen, die sich noch immer gegen die Floskeln eines Merz und Hahns, wie Hofsprache gegen die roheste Baurensprache verhalten, und die Strafe ruht vor seiner Thür. Nicht nur dies: Die Urtheile seiner eignen Glaubensverwandten verfolgen ihn eben so hart. Man nennt in öffentlichen Schrif-

ten sein Betragen unanständig, strafbar, schlecht, und das Ahndung verdient.

Noch seufzen zween unschuldige katholische Lehrer unter der Geisel der Bigotterie. Der eine war bei seiner Gemeinde, der andre bei seinem Fürsten geschätzt und geliebt. Jeder arbeitete in seinem Fach und auf seinem Posten mit Nutzen und Beifall. Ihr ganzes Verbrechen besteht darinn, daß sie in ihren Grundsätzen den Protestanten um einige Schritte — die nicht einmal das Wesentliche ihrer Kirche berühren — näher getreten sind, aus ihren Büchern geschöpft und dem krassesten Aberglauben sich widersetzt haben. Wer kennt einen würdigen Pfarrer Trunk in Bretten, und den verdienten fleisigen Lehrer des Badischen Gymnasiums, einen Wiehrl nicht? beweint nicht ihr Schicksal, verabscheut nicht die schnaubenden, inquisitionsartigen Maasregeln, womit der Stuhl zu Speier die Redlichen verfolgt? Noch klagt der Marggraf von Baden, der mit dem Ruhm eines weisen Fürsten, auch den, eines gefühlvollen Menschenfreunds, und eines wahren Vaters seiner Unterthanen verknüpft, über die Kabalen und Schleichwege, die die unruhige, der Gerichtsbarkeit des Bischofs in Bruchsal untergeordnete Geistlichkeit einschlägt, um Abneigung und Argwohn, gegen

diesen besten Regenten, unter seine katholische Unterthanen zu verpflanzen. Ein Frevel, der um so boshafter ist, da dieser Fürst vom ersten Antritt seiner Regierung an, selbst durch die Hand der Duldung geleitet, jeder Religion freien gesicherten Aufenthalt und Gottesdienst in seinem Lande gab, allen seinen Unterthanen und Dienern Verträglichkeit empfahl, um auch den Schein von Intoleranz zu vermeiden, bisher manche Eingriffe und Kränkungen übersah, und durch Vatersinn und Gerechtigkeitsliebe sich bemühte, die Herzen seiner katholischen Bürger zu gewinnen.

Und man mag doch noch sagen: „Es ist „einmal Zeit, daß sich die Protestan„ten selbst Vorwürfe der Intoleranz „machen! — denn auf ihrer Seite „sind die neuesten und auffallend„sten Beispiele des Religionshasses „gegen die Katholiken.“ Nein! Zeit ists vielmehr, daß die getheilten Haufen der Christen einmal aufhören mit einander zu rechten. Dadurch muß natürlich die Rechthaberei und der Partheigeist genährt, die Aussöhnung derselben, und ihr wechselseitiges Vertrauen gehemmt werden. Wenn sich Parthieen miteinander versöhnen wollen, müssen sie nicht von der Frage ausgehen, was ist geschehen? sondern von der, wie

soll's in Zukunft seyn? Es ist Zeit, daß wir uns aufrichtig und billig gegeneinander erklären, und — anstatt Fehler gegen Fehler zu setzen — eine allgemeine Amnestie stiften, uns die Hände reichen, und sagen: **Wir sind Freunde.** Die katholische Kirche gewönne augenscheinlich durch diesen Vorschlag zur Güte.

Die **Wallfahrtsgeschichte** zu **Werthheim** erregt den ganzen Unwillen des Verfassers, den er durch die beleidigende Vergleichung des Hrn. Grafen mit dem berüchtigten **Gordon**, durch die härtesten Benennungen und Anzüglichkeiten äussert. Wahrscheinlich — zur Ehre des Verfassers sey es gesagt, würde jenes und dieses unterblieben seyn, wenn er getreue, zuverlässige Belehrungen über den Vorgang gehabt hätte. Ausserdem, daß nach dem gewöhnlichen Weltlauf, jede grosse und kleine Gassengeschichte, wenn sie auch nur von Haus zu Haus wandert, schon vergrössert und mit Zusätzen von mehrerm oder minderm Belang entstellt wird, machte sich auch der Gegentheil aus besondern Ursachen, Absichten und Leidenschaften, die sich in der Kürze nicht gut sagen lassen, durch eine Lokaluntersuchung aber sehr leicht entziffert werden könnten, eine ganz eigne Angelegenheit daraus, dieses Handgemenge, das das Werk einiger Minu-

ten, und an sich unbedeutend war, wie die Schlägerei in einer Dorfschenke, womit eine Versammlung betrunkener Bauren ihre Kirchweihe sollennisirt, recht schauerlich und bluttriefend, als öffentlichen Landfriedensbruch und Sicherheitsstörung zu zeichnen. Um sich von diesem Auftritt eine anschauende, richtige Vorstellung machen zu können, muß man sich vorher über den Begriff von Toleranz gehörig absinden. Um so mehr muß man dies, da dieser Ausdruck, oft in einer schwankenden, mißverstandnen Deutung gebraucht wird, und wie der Sli im Tarrok, zu mancherlei Behuf dienen muß. Ein Regent ist tolerant, wenn er auch fremden Religionen, Wohnung, Schutz und Sicherheit in seinen Staaten gewährt, und sie glauben läßt, was sie wollen, wenn sie nur den guten Sitten, der Volksruhe nicht gefährlich und treue Bürger sind; wenn er ihres Glaubens wegen sie nicht zurücksetzt, ihnen gleiche Rechte und Freiheiten mit seinen Glaubensgenossen, und öffentliche Religionsübung einräumt. In Ansehung jener Kirchengebräuche unter ihnen, die sie selbst für gleichgültig und ausserwesentlich erklären, kann er ihnen immer eine Gränze setzen, ohne deshalben den Namen eines Intoleranten zu verdienen. Man sagt von der Republik Holland, sie ist duldend,

dend, aber darum dürfen doch die Katholiken keine Umgänge halten. Die Welt nimmt den preussischen Monarchen zum Urbild der Duldung, aber er hat doch den katholischen Einwohnern zu Berlin nur eine gewisse Strecke um ihre neue Kirche her angewiesen, in der sie sich bei ihren Processionen halten müssen. In Werthheim haben die Katholiken freien ungehinderten Aufenthalt, und öffentlichen Gottesdienst. Die Herren Grafen haben es sogar geschehen lassen, daß sie ihn, nach den Lutheranern in der Stadtkirche verrichten dürfen, ohnerachtet sie durch den Friedensschluß in Westphalen — und nach der Hand, da die Katholiken Hindernisse und Zögerungen dagegen machten, durch eine besondre Reichskommission in den alten ausschliessenden Besitzstand ihres Gottesdienstes und ihrer Kirche, so wie sie ihn im Entscheidungsjahre hatten, eingewiesen waren. Wer den Verdruß und das Gene überdenkt, das aus der Gemeinheit der Kirchen entstehen kann, und in Betracht des Raums, durch die vielen Geräthschaften und Altäre der Katholiken unvermeidlich entstehen muß, faßt schon aus dieser Nachsicht die allerbeste Vermuthung. Sie können ihre Wallfahrten ungehindert durch die Stadt führen, nur soll es in der Stille, ohne Glockengeläut und Gesang geschehen. Wallfahrten

ten gehören so wenig zum Wesen ihres Gottesdienstes, daß ihre eignen Häupter sie zu verbieten anfangen. Im vorigen Jahre wagen sie einen Versuch, mit fliegenden Fahnen und vollem Gesang durch die Städt zu ziehen. Um ihren Haufen zu verstärken, und auf allen Fall ihren Vorsatz mit Gewalt durchzusetzen, laden sie einige benachbarte Gemeinden dazu ein, die sich mit Prügeln bewaffnen müssen. Erst wird ihnen ein Beamter entgegen geschickt, um sie in der Güte davon abzubringen, und da sie ihm mit Scheltworten und Drohungen antworten, endlich gar auf ihn losdringen, eilt er zurück und erzählt den Erfolg seines Auftrags. Einer der Herrn Grafen reutet hierauf selbst zu der Versammlung, die schon in vollem Trotz anrückte, warnt, bittet, beschwört sie, ihren Zug in der Stille durch die Stadt zu nehmen. Ein Fürstlich-Löwensteinischer Laufer erwiedert diese Bitte durch einen Schlag, den er unter der insolentesten Aeusserung, vermittelst eines grossen Kreutzes nach dem Herrn Grafen führte, und der leicht tödtlich ausfallen konnte, wenn ihm dieser nicht durch die Stellung seines Pferds, und durch eine glückliche Wendung auswich. Die Bedienten und einige im Spazierengehen zusammengetroffne Bürger und Handwerkspursche — denn es war eben Sonntag —

sehen

sehen diese Mißhandlung ihres Regenten, gerathen dadurch in Hitze — welcher Unterthan wäre hier kalt geblieben? — reissen in der Geschwindigkeit etliche Zaunstecken aus, und zerstreuen die Wallfahrer. Ein Handgemenge, das in einer Kürze vorüber war, und seitdem manchem Satyr Stoff gab, seinen Witz in Athem zu setzen. In ganz Deutschland wurde nun Lärm geblasen. Man sprach von Blutvergiessen und Morden; aber man darf keck eine Belohnung für den Wundarzt aussetzen, der nach dem schrecklichen Blutbad einen Patienten in die Heilung bekommen, oder für den Todtengräber, der einen Erschlagenen beerdigt zu haben sich rühmen kann. Man flog nach Würzburg, und rief Hülfstruppen herbei. Mars kommt mit seiner ganzen Rüstung, Sturmleitern und Pechkränze, und Pulverwagen und Kanonen in seinem Gefolge, und findet zu seiner äussersten Verwundrung eine Stadt voll ruhiger und stiller Bürger, wo er erwürgte Leichname und ergrimmte, wüthende Aufrührer mit Waffen und Mordfackeln zu finden glaubte — !

Wenn man also die Herrn Grafen gleichwol der Intoleranz beschuldigen wollte, so müste man seine Beschuldigung darauf gründen, daß sie den katholischen Wallfahrern keinen feierlichen Zug

durch

durch ihre Residenz erlauben wollen. Denn alles übrige war theils Zufall, der von ganz andern Verhältnissen und Verbindungen herstammte, wozu die Religion blos ihren Namen herleihen muste, theils — wie dies die Würzburgischen Truppen selbst bezeugen müssen — Erdichtung und blinder Lärm. Ich sehe aber nicht ein, wie man sich so weit verlieren könne, einen Regenten zu einem unvernünftigen Schwärmer, zu einem Mitgenoß Gordonscher Thorheiten herabzuwürdigen, der den Katholiken — wie es offenkündig ist — ohne Druck und Gewissenszwang, in ungestörter Freiheit und Religionsübung neben sich wohnen läßt, und nur durch eine Cerimonie, die selbst nach dem Geständnis vernünftiger modernisirter Katholiken so entbehrlich und an Mißbräuchen und Ausschweifungen so fruchtbar ist, als eine Prozession Wallfahrer, nicht gerne genirt seyn mag.

Joseph, der Grosse, allgemein geliebte Kaiser der Deutschen, ruft Protestanten in seine Reiche, giebt ihnen Wohnplätze, bürgerliche Rechte, Gewissensfreiheit, Gottesdienst, nach der Weise ihrer Väter, und Versammlungshäuser zu ihrer Andacht. Nur Glocken und Thürme, nur eigentliche Kirchen giebt Er ihnen noch zur Zeit nicht. Allein zur Natur ihrer Religion gehören

hören sie auch nicht. Der Christ kann seinen Gott anbeten, es sey gleich in einem marmornen Tempel an der offnen Strasse, oder in einem entlegenen Bethhause. Er kann sich zum Dienste des Ewigen versammlen, wenn er auch nicht durch den feierlichen Ton der Glocken dazu gerufen wird. Er kann die Wohnung des Höchsten erkennen, wenn sie auch nicht durch eine prachtvolle Pyramide bezeichnet ist. Aber wenn sichs nun eine protestantische Gemeinde einfallen ließ, ihrem Gotteshause den Aufputz einer Kirche zu geben, es an der Hauptstrasse aufzuführen, der allerhöchsten Willensmeynung entgegen, mit Fassaden, Thurm und Glocken zu verzieren, was würde Joseph dazu sagen? Wahrscheinlich würde dieser trotzenden, eigensinnig zufahrenden Gemeinde, ihre stolze Eigenmächtigkeit untersagt, und noch wahrscheinlicher, wenn sie gleichwol nach ihrem Plan fortführe, oder sich so weit vergässe, der obrigkeitlichen Person, die sie in ihre Schranken zurückweisen soll, mit Uebermuth, Hohngelächter und Impertinenz zu begegnen, oder sich gar an ihr zu vergreifen, würden gewaltsame Maasregeln zu Hülfe genommen werden, um eine so köpfigte, tollkühne und undankbare Gemeinde zu züchtigen, und in ihrer Demüthigung andern ein abschreckendes Beispiel zu

geben. Die Strafen des Aufruhrs würden ihr Loos seyn. Und welcher Vernünftige würde darauf verfallen, über Intoleranz zu schreien? Man stelle beide Fälle neben einander; so bald der Unterthan den Mantel der Religion um sich wirft, um unter seiner Hülle desto freier sündigen, und unter dem Vorwande des Gottesdienstes dem Regenten Hohn sprechen zu können, sobald ist der Augenblick da, wo mans ihm fühlbar machen muß, daß die Verhältnisse der Religion, und die eines guten sittsamen Bürgers, recht wohl beisammen bestehen können, und selbst nach den Forderungen des Christenthums bestehen müssen. Es ist nicht mehr Rücksicht auf Religion, sondern weise Vorsicht des Regenten und Staatspflicht, sein landesherrliches Ansehen, gegen so ungestümme gefährliche Menschen zu behaupten, die in einer an sich gleichgültigen Sache, ihren Eigensinn durchaus und auf Kosten seiner Regentenwürde befriedigen wollen, wenn er ihre Anschläge durchkreuzt. Gegen den, der unbesonnen genug ist, um eines geringfügigen unbedeutenden Gebrauchs willen, sich von dem allgemeinen Gesetz freizusprechen: Seyd unterthan aller menschlichen Ordnung, um des Herrn willen (1 Petr. 2, 13.) kann man nie zu intolerant seyn. Der Staat, der ihn duldete, würde eine Schlange in seinem eignen Busen nähren.

Wie mag es wol kommen, daß Herr Watteroth so entscheidend in der Werthheimer Streitsache spricht: als ob er gerichtliche Urkunden darüber in Händen hätte, da sie noch nicht einmal gehörig untersucht ist? Was man im nahen und fernen Publikum davon weiß, hat man theils aus mündlichen Nachrichten, theils aus den gedruckten Erzählungen, die die Zeitungen und einzelne Auffsätze von beiden interessirten Theilen geliefert haben. Allein diese Papiere und jene Sagen strotzen gleichsam von Widersprüchen und Varianten, daß jeder unpartheiische, nothwendig schon mißtrauisch und stutzig dabei werden, und ehe diese chaotische Masse geordnet und aufgeklärt wird, in seinem Urtheil sehr zurückhaltend seyn muß. Oder hat der Verf. keine Geschichtserzählung aus der Feder der Gräflichen Parthie gelesen, und gilt ihm dieser ihr Nein, nicht eben so viel, als der andern ihr Ja? Wenigstens hätte er sein einseitiges Benehmen, seine harte unschickliche Ausfälle, von Schwärmerei, Intoleranz, Unvernunft und Thorheit so lange zu Haus behalten sollen, bis dieser Gegenstand von den höchsten Reichsstellen gehörig erörtert und untersucht seyn wird. Bis hieher, und so wie die Lage der Sache noch ist, ist diese Begebenheit für einen entfernten, und für jeden, der keine Lokalkenntnisse hat, zu

verwickelt und kontrastirend, um einen Ausspruch darüber wagen, und sie von der rechten Seite, nach allen ihren Veranlassungen, Endzwecken und Folgen übersehen zu können. Man muß unumgänglich in das innere der Werthheimer Verfassung, in das übrige Betragen der gemeinschaftlichen Regierungen gegen einander eingedrungen seyn, muß tausenderlei Privatabsichten, Leidenschaften und Nebenwege in der Nähe bemerkt haben, wenn man so als ein Eingeweihter darüber sprechen will.

Uebrigens ist dieser Vorfall nicht von solcher Wichtigkeit, daß er den Geist der Duldung, der die deutsche Nation durch den schöpferischen Wink Josephs zu beseelen anfängt, in seinem Gang aufhalten könnte. Die Stände des römischen Reichs sind entweder zu lebhaft von den Vortheilen der Toleranz überzeugt, als daß sie solche um der Werthheimer Ereigniß willen aufgeben sollten, oder wenn sies nicht sind — wenn sie blos nach Beispielen handlen, welches Muster wird wohl mehr auf sie wirken? das ihres erleuchteten duldsamen Oberhaupts — oder das eines Reichsgrafen, der, nach der Behauptung des Verfassers, ein intoleranter unvernünftiger Schwärmer ist?

Doch da sich beide Theile nach Wetzlar gewendet haben, um in dieser Sache entscheiden zu

lassen,

lassen, so sieht man schon daraus, daß man sie nicht als Religionssache behandelt haben will. Und man muß es gewiß deutlich genug aus einander gesetzt, und mit zureichenden Gründen belegt haben, daß die Wallfahrtsfeierlichkeit nur entfernte zufällige Veranlassung war, weil diese höchste Gerichtsstelle die rechtliche Verhandlung derselben übernommen hat.

Auch wärs unverzeihliche Thorheit, wenn sich Werthheim durch Religionsdruck, bei den Katholiken verhaßt machte, da seine Lehnshöfe katholisch sind, da es mitten unter ihnen liegt, und ohne die Konkurrenz seiner katholischen Nachbarn, ohne Umgang und Verkehr mit denselben ohnmöglich bestehen kann.

Daß man sich überhaupt am besten berathen hätte, diese Scene, die ohnedies in einem Winkel von Deutschland vorfiel, gleich im Anfang zu unterdrücken, anstatt daß man in Zeitungen und andern fliegenden Blättern ein solches Aufsehen und Geräusch damit erregte, ergiebt sich nun aus dem Erfolg. Beide Mitregenten und ihre Diener werden immer heftiger gegen einander. Deduktionen und Belehrungen voll Bitterkeit und Vorwürfen schwitzen unter der Presse. Das Publikum liest sich müde und satt, und Niemand erhält zuletzt Licht und Gewißheit, wenn er sich blos

daraus unterrichten will. Der Katholik lärmt über Intoleranz, kanonisirt die armen einfältigen Wallfahrer, die Blut und Leben bei diesem Kreutzzug verloren haben, und weiß nicht, daß es nur poetisches Blut war. Der Protestant schimpft über die unruhigen Köpfe, über die ungerechten Anmassungen, über die eigenmächtigen Schritte und Gewaltthaten der Katholiken; aber man sagt ihm nicht, daß der ganze Plan von Lutheranern selbst angelegt, und durch Zusammenberufung, Aufreitzung und Mißbrauch einer Heerde armer einfältiger Wallfahrer aus der Nachbarschaft vollstreckt wurde. Vermuthlich zu dem Ende, die Herrn Grafen zu erniedrigen, sie das Uebergewicht der andern Seite empfinden zu lassen, und ihnen eine mißlaunichte Stunde zu machen. Vielleicht auch, sich eines Reichshofräthlichen Mandats halben, das die Herrn Grafen gegen sie bewirkt hatten, zu rächen — oder bei einer allgemeinen Verwirrung ihre eigenen Personen desto eher zu decken, die Aufmerksamkeit und die Gespräche des Publikums von sich weg und auf andre Vorwürfe zu leiten, und gewisse selbstsüchtige Neigungen zu sättigen, die sich schon anderwärts sichtbar verrathen haben. Ich bin 2c. 2c.

Vierter Brief.

am 4ten Hornungs
1782.

Ich bin vollkommen mit Ihnen einig, mein Freund! die Religion hat zuverlässig den Zweck nicht, den ihr Herr Watteroth zueignet. S. 42. „Die Gemüther über alles, „was Ruhmsucht reitzt, und Leidenschaften schmeichelt, zu erhöhen, und „aus sinnlichen Menschen ganz geistige zu machen." Wie ists auch möglich, daß eine Religion, die Gott nicht um seinetwillen, sondern den Menschen zum Besten gegeben hat, solche Dinge beziele, die der Einrichtung der Welt geradezu entgegen wären, und sein eignes, in der Natur des Menschen angelegtes Werk zernichteten. Er selbst hat den Menschen mit Leidenschaften, mit Empfindungen und Ruhmbegierde geschaffen. Er hat seinen Geist mit einem Leibe verbunden, und so innig verbunden, daß er sich auch bei der möglichsten Anstrengung nicht

nicht von der Anhänglichkeit an's sinnliche loswinden, nie ganz geistig werden kann. Wenn die Religion dies wollte, wie überspannt wären ihre Vorschriften? Wie wenig wär sie Religion für die Erde? Aber sie wills zu gutem Glücke nicht. Der Mensch soll immer Mensch bleiben, nur gut soll er werden — so gut, als es seine Kräfte und Umstände nur immer erlauben — dies ist ihr Wunsch. Sie will Leidenschaften und Gefühle nicht austilgen, sie will ihnen nur eine vernünftige Richtung geben — nur sie in Ordnung halten, wenn sie schwärmen, nur einlenken, wo sie ausschweifen wollen, — sie will solche nur der Stimme der Weisheit, und dem Leitfaden gesunder Ueberlegungen unterjochen. Sie erlaubts uns, machts uns sogar zur Pflicht, Ehre und Ruhm zu einem Triebrad unsrer Handlungen zu machen. Ist etwa ein Lob, dem denket nach (Phil. 4, 8.) „Wenn du von jemand ge„laden wirst zur Hochzeit, so setze dich nicht „oben an, daß nicht etwa ein ehrlicherer, „denn du, von ihm geladen sey. Und so„dann komme, der dich und ihn geladen „hat, und spreche zu dir: Weiche diesem, „und du müssest dann mit Schaam unten „an sitzen: sondern wenn du geladen wirst, „so gehe hin und setze dich unten an, auf

daß,

„ daß, wenn da kommt, der dich geladen
„ hat, zu dir spreche: Freund rücke hinauf,
„ dann wirst du Ehre haben, vor denen die
„ mit dir zu Tische sitzen.“ (Luk. 14, 8. 9. 10.)

Nur warnt sie vor dem Zauberbild einer falschen eingebildeten Ehre. Nur sollen wir wahre Ehre kennen lernen, sie da suchen, wo sie gefunden wird, und uns bei unserm Aufstreben nach Ehre und Ruhm nie andrer, als zugelassener, löblicher Mittel bedienen. Nur sollen wir vor Prahlerei und großthuendem Geräusch uns hüten. Denn die Tugend und die edle Ehrbegierde wirkt im Stillen — stellt sich nicht pomphaft mit ihren Verdiensten auf den Markt, um vor der Volksmenge, gleich einer Koquette, die ihren Angel nach Eroberungen auswirft, zu schimmern, sondern wartet, bis sie freiwillig — und gleichsam von ohngefähr — bemerkt, und hervorgezogen wird — gründet ihre Achtung vor der Welt nicht auf Theater — und Romanentugend — sondern auf innern wirklichen Werth, und auf Thatsache und Gewirbigkeit zum Glück ihres Zeitalters. — Auch verspricht die Religion ihrem Verehrer zeitliche Vortheile:
„ Die Gottseligkeit ist zu allen Din-
„ gen nütz, und hat die Verheissung
„ dieses — — Lebens.“ (1 Timoth. 4, 8.)

Sie verheist ihm Wohlergehen und hohes Alter. Ehre Vater — — — auf daß dirs wohlgehe und du lange lebest auf Erden. (Ephes. 6, 2. 3.) — Zufluß aller Bedürfnisse. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen. (Matth. 6.) (Jesus redet von unsrer hiesigen Nothdurft, von Speise und Kleidung.) Warum sollte es Unrecht — Verstoß gegen die Gesetze der Religion seyn, auch durch Hinsicht auf die Verbesserung unsres Menschenlooses, unsern Tugendeifer zu ermuntern? Den Menschen nicht nur für die Ewigkeit, sondern schon hier — so viel's die übrige Einrichtung auf Erden gestattet — glücklich und froh zu machen, ist wohlwollende Absicht in der Haushaltung der Natur und der Gnade, oder der Religion. Eine Leidenschaft, die weder durch Vernunft noch Klugheit gezügelt wird, die den Menschen zu ihrem Bedienten macht, wird ihm selbst zur Last, und gefährlich für seine Mitbürger; hindert also seine eigne sowol, als die öffentliche allgemeine Glückseligkeit. Und in dem Bezug schmeichelt ihr freilich die Religion nicht, — aber wer darf hier Schmeichler seyn? Heist Leidenschaften schmeichlen, so viel, als sie nähren, unterhalten, ihnen nachhängen, so möchte ich fragen, ob uns

Ver=

Vernunft und natürliche Religion nicht eben so laut, und ernstvoll davon abräth, als Offenbarung? „Die Religion dämpft das „Feuer zu sehr, das die Menschen zu „braursenden Thaten anfeuert.“ Ebendaselbst. Was der Verfasser eigentlich mit braufenden Thaten ausdrücken will, ist zweideutig. Will er damit Heldenthaten bezeichnen, da ein Mensch seiner Pflicht alles — auch sein Blut und Leben aufopfert — so dämpft die Religion das Feuer, das den Menschen dazu anflammt so wenig, daß es vielmehr solches, durch die Aussicht auf eine vollkommne Vergütung und Belohnung in der künftigen Welt — oft auch schon in der gegenwärtigen, — durch den Gedanken an Gottes besondere Vorsehung, und durch Bestreitung jeder Art von Menschenfurcht anfacht. Will er Thaten, die eine stürmende aufbrausende Leidenschaft unternimmt, andeuten, so dürfen wir der Welt und uns Glück wünschen, daß wir eine Religion haben, die ihnen einen Damm setzt. Thaten, die nicht die Folgen einer vorhergegangenen Ueberlegung sind, nicht nach Grundsätzen und Uebersichten ausgeführt werden, sondern einem schäumenden Blut, einem schnellauflodernden Temperamentsfeuer, ihr Daseyn hauptsächlich zuschreiben müssen, sind zu sehr ge-

wagt, mit so vielen gefahrvollen, besorglichen Aussichten und fehlschlagenden Erwartungen verkettet, daß es mehr Tollkühnheit, Verzweiflung, oder Verwegenheit, als wahrer männlicher Muth ist, woraus sie entstehen, und daß man eine Religion, die ihre Quelle verstopft, eben um deswillen als eine um so viel grössere Wohlthat für die politischen Systeme der Völker anpreisen sollte. Nur äusserst selten ist der Ausschlag solch einer raschen That glücklich genug, um die Schande der Uebereilung, und den Frohndienst der Leidenschaft vergessen zu machen. Und wenn ers ist, ists weit mehr das Werk des Zufalls, als Verdienst des Mannes. Der Held aber giebt sich nie einem blossen Gerade wohl preiß. Durch überdachte abgewogene Handlungen versichert er sich immer im Voraus des Trostes, den bestmöglichsten Ueberzeugungen und Einsichten gefolgt zu seyn, die Sache endige sich auch wie sie wolle. —

Die Religion will nicht zuerst und zunächst Bürger für den Himmel erziehen. Den Menschen für sein Vaterland, für die gegenwärtige Welt brauchbar, gemeinnützig und thätig zu machen, jeden einzelnen besonders, aber auch die ganze Menschheit überhaupt, und in ihren bürgerlichen Gesellschaften, diese durch ihn, und ihn durch

die-

diese zu beglücken, darauf arbeitet sie. Dies ist ihre nächste Absicht. Ein Bürger im Himmel wird er nur zur Belohnung, und in dem Maaß, wie ers hier war. Das Gebäude der christlichen Sittenlehre zweckt augenscheinlich darauf ab. Es lehrt Liebe — unbegränzte Liebe, für Freund und Feind, Gefälligkeit und Dienstbegierde für jedermann. Weist uns an, bei so verschiedenen unvorgesehenen Verwicklungen, Lagen und Veranlassungen, die uns im gesellschaftlichen Leben aufstossen, unser Betragen gegen andre eben so einzurichten; als wir unter ähnlichen Umständen wünschen von ihnen begegnet zu werden. Wirklich hat also die Religion keinen eigenen vom Staat abgesonderten Zweck. Ihre Sittenlehre ist die gesundeste untrüglichste Staatskunst. Nur verspricht sie denen, die sich zu ihren Gesetzen bequemen, eine glänzendere, gründlichere Vergeltung, als ihnen die Grossen der Erde gewähren können. Und namentlich dies trägt um so viel mehr dazu bei, einem Staat gute Bürger zu bilden. Sicher geht der Feldherr, der als Christ von einem bessern Leben nach dem Tode überzeugt ist, und sich dessen rühmen darf, als Mann, der seinem Beruf bis zum letzten Augenblick mit Aufopferung und Selbstverläugnung entsprach, die nächsten und gesichertsten Ansprüche

darauf zu haben, dem Feuerspeienden Geschütz des Feinds, viel muthvoller entgegen, als der Gottesverläugner, als der Freigeist, oder der Mann von Irreligion, der in die Zukunft als in ein dunkles, mit Egyptischen Finsternissen und quälenden Ungewißheiten, bedecktes Feld, und auf sein Schicksal darinn, als auf ein Räzel hinblickt.

Eine Religion, die noch andre Prätensionen hat, als ihre Glieder zu edlen Menschen, zu würdigen, aufgeklärten und patriotischen Bürgern zu erheben, und ihnen zu dem Ende zeitliche und ewige Vortheile anzutragen, ist nicht Christusreligion —, sie ist Staat im Staat. Und wenn man auch zugeben wollte, ihr privativer Zweck sey so geartet, daß er nicht in die Endzwecke der gesunden Politik eingreife, sie nicht aufhebe, nicht verschlinge, so sage ich, es giebt keine besondre Absicht, von der man dies auf jeden Fall behaupten kann. Der Mensch, mit seinen Grundsätzen, Absichten, Religionen und Gottesdiensten wird geschwinder oder langsamer, mehr oder weniger, auffallend, oder unter der Hand, gleich, oder nach Verlauf eines Jahrhunderts, immer aber, und unaufhaltbar in die Aufnahme und Vervollkommnung, oder in die Verwirrung und den Verfall eines Staates einwirken, je nachdem jene beschaffen sind. Und in dem Betracht

ists rathsam, ja nothwendig, daß der Regent nicht nur in die innere Oekonomie der Religionen seines Landes einschaue, sondern sie auch unter seiner Direktion habe. Gleichwol findet der Verfasser die Gewalt der Kirche in den Händen des Fürsten so abentheuerlich und schädlich, als die Gewalt des Staats in den Händen des Bischofs. Die Geschichte sagt uns wenigstens das Gegentheil. Noch war kein Fürst, der den Hirtenstab führte, so gefährlich, als Priester, die sich des Zepters und Schwerdts bemächtigten. — Eigentlich möchte man fragen: Was hat denn die Kirche für Gewalt? Ihre Sache ist Belehrung und Ueberzeugung in den Wahrheiten des Heils. Sie erweist ihre Gewalt blos auf eine geistige Weise — durch die Deutlichkeit ihres Unterrichts, durch die Lebhaftigkeit und Stärke ihrer Ueberzeugungen, durch das Gewicht ihrer Aufmunterungen, durch den Reitz und die Annehmenswürdigkeit ihrer Beweggründe. Auf alle andre Gewalt hat Christus — ihr Stifter — in ihrem Namen Verzicht gethan. Sie konnte auch gewiß damals keine andre haben, da das goldene Zeitalter des Christenthums — Reinigkeit und Unschuld der Sitten — Einfachheit und Schriftmäsigkeit in ihrem Lehrbegriff — blühete, das unser jetziges so weit zurückläßt.

 Da

Da die Kirche von allen Enden her unter den Marterzeichen der Verfolgung jammerte. Es ist nichts, als die kirchliche Polizei, zu deren Behauptung etwa einige sekuläre Gewalt erfordert würde, und die, so sie dazu braucht, ist nicht ihr Eigenthum. Sie ist von dem Fürsten geborgt. Und Fürsten haben Recht, wenn sie Hohenpriester über die Kirchen ihrer Provinzen seyn wollen, wenigstens so viel Recht, als die Hohenpriester der katholischen Kirche haben, zugleich Fürsten zu seyn. Waren nicht die Patriarchen Fürsten und Hohenpriester zugleich? Und was liegt in der Natur der christlichen Religion, das dagegen streiten sollte? In das Fach der Kirchenzucht und Ordnung hineinzublicken, und es zu leiten, dazu ist der Regent vor allen andern in seinem Lande befugt. Warum soll er von einem allgemeinen Oberhaupt der Kirche abhängen, das oft zu weit von ihm entfernt, oft zu sehr mit dem Ganzen beschäftigt ist, um in einzelne Fächer hineingehen, und seine Verfügungen nach den Bedürfnissen und Lokalitäten einer jeden Provinzialkirche abmessen zu können? Endlich noch eine Frage: Was ist das für ein Ding, ein allgemeines Oberhaupt der Kirche? Ist es so viel, als der erste Geistliche in der Christenheit — — so kann man das wohl zugeben,

geben, daß einer der e r st e sey, ob man gleich nicht bis zur Evidenz erweisen kann, daß es mit der Analogie der ersten Kirche übereinpasse. — Sollen aber noch besondere Rechte und Freiheiten mit diesem Primat verbunden seyn, so muß man angeben, welche? in welcher Sphäre? wie weit sie sich erstrecken sollen? muß vorher darüber erörtern, ob nicht jeder Landesfürst durch seine geistliche Kollegien diese Rechte und Pflichten eben so gut, vielleicht noch besser und zweckmäßiger verwalten könne, als der Primas der christlichen Geistlichkeit? Die protestantischen Fürsten übten bisher, jeder in seinem Land, hohepriesterliche Gewalt. Hin und wieder wurden Mißbräuche damit getrieben. (Wo ist eine menschliche Anordnung, die dieser Besorgniß nicht blos steht?) Aber läßt sich dies nicht eben so bald befürchten, wenn sie in der Hand E i n e s Geistlichen ist? Und was ist ärger? Mißbraucht hier und da der Regent die in Händen habende Gewalt eines Oberhirten, so nutzt sie ein andrer desto gewissenhafter und treuer, und der Schade ist nur im Einzeln. Mißbraucht hingegen das Oberhaupt der ganzen Kirche sein Ansehen, so ist der Schade a l l g e m e i n. Deswegen fuhren auch die Protestanten im Durchschnitt ganz gut, bei der oberbischöflichen Gewalt ihrer Souverains.

daß sie dadurch beinahe so viel Kirchen als Staaten bekommen haben, ist wohl weiter nichts, als Figur aus der Redekunst, man müste denn die Verschiedenheiten und Abweichungen in den Ritualien und Liturgien dazu rechnen. In der gesammten protestantischen Welt herrscht entweder der Augsburgische oder Schweizerische Lehrbegriff. Winkelversammlungen und Privatmeynungen wird doch der Verfasser nicht als kirchliche Unterscheidungszeichen beehren wollen?

Auch müssen sich die Beherrscher der protestantischen Staaten nicht so gar viel mit Katechetik und Polemik zu schaffen gemacht haben, weil sie doch bei dem allem, im Handlungsfach nicht weniger, als in Künsten, Wissenschaften und Politur ihrer Völker, vor den Katholiken, die ihren heiligen Vater für alles sorgen liessen, was Kirchensache war, solche ungeheure riesenmäsige Vorsprünge gemacht haben.

Des Verfassers Orthographie — seine Wortfügung und sein Ausdruck wird Ihnen hin und wieder aufgefallen seyn. Mir auch. Ich bin ꝛc.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MIDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Erinnerungen zu Herrn Heinrich Joseph Watteroths Schrift für Toleranz ü
berhaupt und Bürgerrechte der Protestanten in katholischen Staaten, und
gelegenheitlich auch etwas zur Ehrenrettung der Herren Grafen von
Werthheim gegen die Vorwürfe der Intoleranz und Schwärmerei in Briefen an

Frankfurt am Main 1782

J.can.p. 335
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10544930-1
VD18 14448246-001